



Norbert Heinrich Holl

Mario
MEIN FREUND

Roman

Inhaltsverzeichnis

Kapitel I
Kapitel II
Kapitel III
Kapitel IV
Kapitel V
Kapitel VI
Kapitel VII
Kapitel VIII
Kapitel IX
Kapitel X
Kapitel XI



Das erste Mal, als ich ihn sah oder seine Stimme hörte – ich erinnere mich nicht, in welcher Reihenfolge es geschah – war nicht das erste Mal für meine Mutter, die ihn an unserer Haustür begrüßte. Mein Vater hatte sie vorgewarnt, doch als der Besucher plötzlich vor ihr stand, einen ICE früher als erwartet, war sie überrascht und führte ihn umständlich ins Wohnzimmer, dessen Fenster auf die Straße hinausgingen, so dass jeder von außen den Ankömmling sehen konnte. Als später mein Vater dazukam und seinen italienischen Freund herzlich umarmte, stiegen die Erwachsenen die Treppe hinauf, um dem Ankömmling das Zimmer zu zeigen, in dem er wohnen sollte. Schon gar nicht war es für meinen Vater das erste Mal. Denn er hatte sich mit dem Gast vor vielen Jahren angefreundet, ohne zu ahnen, dass er ihn eines Tages voll Verachtung aus dem Haus weisen würde. Nur für mich war es das erste Mal, sozusagen eine echte Offenbarung, als ich, damals zehn Jahre alt, meinen von wütenden Tritten zernarbten Lederfußball in beiden Händen haltend, durch den Hausflur stürmte, der von der Küche zur Haustür führte, und den unbekanntem Ankömmling beinahe über den Haufen gerannt hätte.

Ihn da im Hausflur mit meiner Mutter stehen zu sehen, in einem hellen Staubmantel, mit lebhaften Gesten und volltönender Stimme südländisch wirkend, verschlug mir die Sprache und versetzte mich in eine andere Welt. Ich stand da mit offenem Mund und bekam kein Wort heraus. Plötzlich wurde mir bewusst, dass mein Vater mit dem Ankömmling in einer Sprache redete, die ich nicht verstand. Obwohl ich einen Monat zuvor in die erste Klasse der Lateinschule

eingeschrieben worden war, hatte ich nur einmal mit meinen Eltern in der Eifel gezeltet, war aber noch nie im Ausland gewesen, und an ausländische Besucher war ich in unserem stillen Haus nicht gewöhnt. Daher verlagerte sich wie in einem Reflex meine ganze Aufmerksamkeit weg von dem zernarbten Leder in meinen Händen und den Freunden, die mich auf der Straße erwarteten, und flog zu dem Unbekannten, der mit meiner Mutter redete und so seltsam das Deutsch betonte, so seltsam und geschmeidig, aber auch ein wenig feierlich, dass es mich in den Ohren kitzelte. Der Fremde sah müde aus. Er hatte ein bleiches Gesicht, obwohl es mitten im Sommer war, und aus den Wangen sprossen die schwarzen Härchen wie feine Drahtnägeln. »Im ICE hat er sich nicht rasieren können«, hörte ich meinen Vater sagen, der hinzukam und den Ankömmling vor meiner Mutter entschuldigte, bei diesen Worten jedoch so erfreut aussah, als seien die ermüdende Zugfahrt und der Mangel an Waschgelegenheit in der Eisenbahn ein Beweis für die Anhänglichkeit seines Freundes. Seltsamerweise habe ich den Gast, dessen Namen ich noch nicht gehört hatte, weil Zehnjährige immer den Erwachsenen vorgestellt wurden, doch nie umgekehrt, so bleich in Erinnerung behalten, so wächsern, als sei er aus einer Frischhaltefolie gewickelt worden, und nicht so tiefbraugebrannt und zigeunerhaft, wie ich mir damals einen Italiener vorstellte. Noch bevor er mir einen Blick zuwarf und das Wort an mich richtete, um mir die Hand zu schütteln, allein wie er da stand, eine Hand noch am Messingknopf der Haustür, die er nachlässig ins Schloss gezogen hatte, und sich mit meinen Eltern unterhielt, spürte ich seine Anziehungskraft. Ich schob den Fußball hinter meinen Rücken und wartete darauf, dass der Mann seine Augen endlich von meiner Mutter abwenden und die Arme meines Vaters von seinen Schultern abstreifen würde. Dann hätte er alle Freiheit der Welt, um mir, dem halbwüchsigen Sextaner der Städtischen Lateinschule, für einen Moment seine Aufmerksamkeit zu schenken. Doch die

drei Erwachsenen standen wie versteinert vor mir. Ihr Geschwätz hörte nicht auf. In Italien schien es ein Gebot der Höflichkeit zu sein, dass der Ankömmling der Hausherrin immer wieder mit galanter Verbeugung die Hand küsste und sich vom Hausherrn jovial umarmen ließ.

Der unbekannte Besucher, dem ich noch immer nicht die Hand gegeben hatte und der nur vor mir stand, um sich kostenlos begaffen zu lassen, lachte gern. Seine Art zu lachen war mir anfangs fremd. Sie wirkte gekünstelt, nicht so echt wie bei meinen Spielkameraden. Es war eine höfliche Reaktion auf das, was meine Eltern ihm erzählten. Mit seinem Lachen konnte ich mich damals nicht anfreunden. Er lachte oft, selbst wenn es nichts zu lachen gab. Es schien ihm zur zweiten Natur geworden zu sein. Vielleicht war es seinen Lippen angewachsen. Vielleicht lachten Italiener den ganzen Tag. Mario hatte eine vollmundige Stimme, ja, sie füllte seinen Mund vollständig aus und vibrierte im Brustkorb bis zum Hosengürtel hinunter. Ich sagte mir, so üppig lachen nur Ausländer. Als ich unseren Hausgast im Lauf der Wochen besser kennenlernte, stellte ich fest, dass er Vaters ödeste Witze noch mit schallendem Gelächter quittierte, als sei für Mario das Lachen die bequemste Art, sich bei einem langweiligen Erzähler einzuschmeicheln, als könne er unheimlich gut Witze erzählen. Einmal sagte meine Mutter – obwohl sie ein gutes Ohr fürs Lachen hatte und richtige Schwingungen von gekünstelten zu unterscheiden verstand – Mario sei ein wunderbarer Zuhörer. Wenn man ihm etwas erzähle, fühle man sich geborgen, weil sich sein Lachen immer in der Nähe der Ehrlichkeit aufhalte.

Nach endloser Wartezeit drehte sich der Italiener zu mir, und ich rechnete ihm hoch an, dass er mich mit ernstem Gesicht anblickte. Er merkte sogleich, dass ich ihm mit Aufmerksamkeit begegnete, ihn forschend ansah. In meinen Augen las er viele Fragen, die ich ihm stellen wollte. Hätte er einen Hut getragen, er hätte ihn vor mir vom Kopf

gezogen. So aber griff er hinter meinen Rücken nach dem Fußball, zog ihn heraus, wog ihn in seiner eigenen Hand und sagte anerkennend: »Un parente in spirito!« Ich war stolz, dass er Italienisch mit mir sprach und mich anders behandelte als meine Eltern, die sich mit Deutsch zufriedengeben mussten. Zwar hatte ich Mario nicht verstanden. Doch in Vaters *Langenscheidt* suchte ich mir die Übersetzung heraus. »Ein Verwandter im Geist«. Erst Wochen später erklärte mir der Fremde, wie er das gemeint hatte.

Wenn Vater zum fünften Mal einen albernen Witz vom Stapel ließ, wirkte Marios Heiterkeit stets echt, nicht künstlich, nicht aufgesetzt. Sein Lachen, obwohl es verlogener war, klang so natürlich, als bereiteten ihm Vaters Tiraden größte Heiterkeit. Er hatte eine Begabung zum Lügen, wie alle Italiener, ergänzte ich im Stillen. Aber wenn ich verstohlen in seine Augen blickte, merkte ich, dass sie auch bei schallendem Lachen todernst blieben, als sei er zweigeteilt in eine fröhliche und eine gleichgültige Hälfte.

Endlich durfte ich ihm die Hand geben und schlug die Hacken knallend zusammen, wie wir es auf dem Gymnasium tun mussten, wenn der Schuldezernent kam, um uns beim Sportunterricht zuzusehen. Der Italiener lachte über diese martialische Begrüßung, oder sie befremdete ihn, das konnte ich nicht an seinen Augen nicht ablesen, weil er den Blick sofort von mir abwandte und meiner Mutter mit einem spöttischen Lächeln zum zehnten Mal die Hand küsste.

Neben Mario stand regungslos eine Frau, die ich noch nie gesehen hatte und dennoch genau zu kennen glaubte. Auch wenn sie schwieg und nicht einmal lächelte, wusste ich, wer sie war und wie sie hieß. Mein Vater hatte oft von ihr erzählt und ihr anmutiges Gesicht so blumig beschrieben, dass sie in meiner Vorstellung einem Madonnenbild zum Verwechseln ähnlich machte. Um sie vor meine Augen zu zaubern, zum Beispiel jetzt, als sie an unserer Haustür

stand, obwohl sie gar nicht anwesend war. Denn ich bediente meine Fantasie bei einem Filmplakat, das gegenüber von unserem Haus an der Litfaßsäule klebte. Ein krumm gewachsener Mann in blauer Drillichmontur, der auf eine Ausziehleiter kletterte, hatte es vor zwei Tagen angeklebt und kräftig mit Tapetenleim überstrichen. Ich hatte ihm bei der Arbeit zugesehen und wusste, dass er das Filmplakat nach zwei Wochen wieder abreißen oder mit einem neuen Plakat überkleben würde. Er sah nicht die einmalige Schönheit der Frau, deren Porträt das Plakat zeigte, oder er hatte es schon auf hundert andere Litfaßsäulen geklebt. Ich hatte den Mann beobachtet, als er oben auf der Leiter stand, unter dem rechten Arm das zusammengerollte Plakat, und sich mit der anderen Hand an der Leitersprosse festhielt.

Der Film, dessen Plakat er an die Litfaßsäule geklebt und ein paarmal mit dem breiten Pinsel überstrichen hatte, hieß ›Madonna der sieben Monde‹. Ein roter Querstreifen lief über den Busen der Darstellerin, angeblich die schönste Frau der Welt, obwohl mein Vater die Apothekerin in Torrebelvicino für viel schöner hielt und den Film als kitschigen Schmonzes abtat. Die Apothekerin hatte ich nie in Wirklichkeit gesehen, während ich das Plakat täglich vor den Augen hatte. Auf dem Plakat hatte die Madonna schwarze Locken und einen traurigen Mund und hieß Rosanna. Als jetzt Mario meiner Mutter die Hand küsste und sich von meinem Vater stürmisch umarmen ließ, bereitete es mir keine Mühe, Rosannas dunkle Augen auf die Besucherin zu übertragen, die unsichtbar neben dem Italiener an unserer Haustür stand.

Ich kannte sogar den Namen der Frau, die der schwarzen Madonna glich, und die ich an der Haustür erblickte. Doch sie hieß nicht Rosanna wie im Film, sondern Maria Grazia Casale, ein Name, der sich ins Ohr schmeichelte. War dieser wunderschöne Name nicht schon vom Klang und dem kokett eingeflochtenen Buchstaben Z her wie geschaffen, um eine

Madonna zu benennen? Mit der Frau, die unsichtbar neben Mario stand, hatte ich nie ein Wort gewechselt, zumal sie natürlich kein Deutsch, sondern nur Italienisch sprach und ein südländisches Lächeln um die Mundwinkel zeigte. Obwohl sie nur in meiner Vorstellung da hinten, am Ende unseres langen Flurs stand, war in diesem Moment der Überraschung und Freude die Vorstellung von einer Frau, zumal wenn ich ihr bereits in einem Film begegnet war, deutlicher wahrnehmbar als die Wirklichkeit. Vielleicht erinnerte mich die anmutige Frau, die kein Wort sprach und sich nicht bewegte, ein wenig an die Skulptur einer Frau, die ich im Museum angestaunt hatte. Sie war das Werk eines amerikanischen Künstlers und sah so lebensecht aus, dass einige Besucher, hypnotisiert von ihrer feenhaften Regungslosigkeit, sie ansprachen und nach dem Weg zur Kasse oder zur Garderobe fragten.

Immerhin kannte ich die junge Frau weit länger als den Mann, der im Staubmantel an der Haustür stand und noch immer die Hand meiner Mutter hielt. Denn meine Eltern hatten sich so oft über sie unterhalten, dass ich glaubte, sie stände wirklich da, einen Schritt hinter dem unbekanntem Mann, eine Person, die still hielt, wenn ich sie berührte oder zu berühren glaubte, und sich nicht zu mir umdrehte, um mir durch ein Lächeln oder ein Erschrecken zu zeigen, dass sie meine Berührung oder Nicht-Berührung gespürt hätte. Mein Vater nannte sie meistens die anmutige *Farmacista*, er sagte nicht Madonna, und schon gar nicht *schwarze* Madonna. Er hätte es nicht einmal verstanden, wenn ich den Vergleich gezogen hätte, und manchmal lachte er verlegen, als sei *Farmacista* ein unanständiges Wort oder als habe er etwas vor meiner Mutter zu verbergen. Dabei hatte ich das unbestimmte Gefühl, dass jeden Augenblick ein Sturm aufkommen konnte, selbst wenn kein Wölkchen am Himmel zu sehen war.

Inzwischen hatte sich das Bild der falschen Madonna, die nicht Rosanna hieß, sondern Maria Grazia, und mit unserem

italienischen Besucher ein schönes Liebespaar in einem Film hätte bilden können, jedoch kein echter Filmstar war, sondern eine Apothekerin, mir in allen Einzelheiten eingeprägt. Mein Vater kannte sie seit langem, und wenn er von ihr erzählte, beschrieb er ihre Lippen, Wangen, Nase so angelegentlich, dass meiner Mutter der Kragen platzte. Bestimmt hätte die anmutige Frau eigentlich zusammen mit dem Besucher an unserer Haustür stehen müssen, zumindest wenn es nach ihren Wünschen gegangen wäre, einem aus gedrechselten, mit Figürchen und Giebeldreiecken übersäten Stück Eiche, wie es sie in der Nachbarschaft kein zweites Mal gab. Maria Grazia hätte den Platz eingenommen, der ihr nach ihrer Meinung zustand, und hätte meiner Mutter oder wer immer ihr die Tür öffnete, anmutig zugelächelt, um den schwierigen Augenblick der Ankunft, des Neuanfangs, des gegenseitigen Beschnuppens zu erleichtern.

Ich tue Vaters Freund nicht Unrecht, wenn ich sage, dass er zu Beginn seines Aufenthalts in meinem Elternhaus ein wenig eitel war, als wolle er durch seine äußere Erscheinung die Überlegenheit der römischen Herrenmode gegenüber der deutschen demonstrieren. Ich sah auch sofort, dass er die Hände manikürte. Er trug elegant geschnittene, die Hüfte betonende Sakkos, deren Farbton auf den Leinenstoff seiner locker sitzenden Hose abgestimmt war. Er hatte ein volles Gesicht, glich keinem Asketen, keinem Weltverbesserer, er nahm das Leben leicht. Appetitlich gerundet waren seine Wangen, auch wenn sie nach der ICE-Fahrt bleich geworden waren und kleine Falten warfen. Kinn und Koteletten waren von einem dunklen Flaum bedeckt, obwohl er sich, wie er seine Verwahrlosung entschuldigte, an heißen Tagen zwei Mal rasierte. Dazu habe es auf der Toilette des Zuges keine Möglichkeit gegeben. Ein enges Waschbecken und nur lauwarmes Wasser. Keine Steckdose für den Elektro-Rasierer. Es sei so komfortabel gewesen wie auf der *Santa Maria*, auf der Christoph Columbus - ein

Italiener! - Amerika entdeckt habe. Keine Steckdose. Stellt euch das vor!

Keine Steckdose! Ich sah mich suchend im Hausflur um, ob es bei uns eine Steckdose gab. Es gab sie in Hülle und Fülle. Die Wände waren gepflastert damit. Wieder blickte ich ihm ins Gesicht. Vielleicht waren die vollen Wangen ein Blasebalg, überlegte ich, während ich seine Hand schüttelte, ein Luftschlauch, der die Stimme voll klingen ließ und ihr etwas Nachhallendes gab. Auch wenn ich anfangs nicht alles verstand, was er sagte, vor allem wenn er nur schwieg und mich prüfend ansah oder mir mit der flachen Hand über das Haar strich oder wenn er mit meinem Vater Italienisch sprach, beobachtete ich, wie sich beim Sprechen, beim Schweigen und Lachen der Luftsack der Wangen aufblähte und wie er wieder zusammensank. Nachdem er mich lange Zeit angesehen und gleichzeitig, als hätte er mehrere Paar Augen, aber auch meinen Vater angeblinzelt und meiner Mutter zugelächelt hatte, legte er mir, vielleicht zum Zeichen unserer künftigen Freundschaft, die er schon vorausahnte, die Hand auf die Schulter. Es geschah spielerisch, er wollte mir nicht wehtun, doch er hatte eine fleischige Hand, die schwer wie Blei auf meine Schulter drückte, so dass ich beim ersten Mal unter dem Gewicht seiner Bruderschaft in die Knie ging.

Wenn ich seine biometrischen Besonderheiten beschriebe, müsste ich auch seinen sauber ausrasierten Nacken erwähnen. Denn wenn er den Kopf neigte, um meiner Mutter einen Handkuss zu geben - er erklärte das Zeremoniell damit, dass es italienischer Brauch sei, die Hausherrin zu ehren - oder seinen Reisekoffer hochhob, um ihn nach oben in sein Zimmer zu tragen, wurde auf dem gebogenen Halswirbel ein blutrotes Mal sichtbar. Als ich es sah, zuckte ich vor Schreck zusammen. Hatte dort jemand das Messer angesetzt, um ihn zu köpfen? Von meiner Mutter, die sich in solchen Zeichen auskannte, erfuhr ich später, es sei ein Geburtsmal, das bis zum Lebensende

sichtbar bleibe. Es lasse sich nicht abwaschen, nicht wegoperieren, nicht mit einem Hauttransplantat beseitigen. Es erinnere bis zum Tod eines Menschen an die Gefahren, denen ein Säugling bei seinem ersten Atemzug ausgesetzt sei. Vermutlich habe der Gynäkologe dort die Zange angesetzt, um den Winzling Mario aus dem Leib seiner Mutter zu ziehen.

Es überlief mich kalt, als ich mir eine Zangengeburt vorstellte. War auch ich solchen Gefahren ausgesetzt gewesen und jetzt durch eine unsichtbare Narbe im Nacken gezeichnet? Es überstieg mein Fassungsvermögen, als meine Mutter mir ruhig erklärte, dass auch ich zwischen den Schulterblättern ein Geburtsmal trage, das der Gynäkologe mit seiner Zange mir für alle Zeiten eingepägt habe. Von dieser Narbe wusste ich nichts, weil ich selbst im Spiegel nicht auf meine Schulterblätter sehen konnte, so sehr ich mich auch verrenkte. Ich kannte meinen eigenen Körper nicht! Ob Mario von der blutroten Marke wusste, die seinen Nacken verunstaltete? Sollte ich ihn fragen? Als meine Mutter mich mit ihren Worten beruhigen wollte, war ich dermaßen erschrocken, dass ich nur stammelte. »Ja, ja, es ist ganz alltäglich. Es ist normal, dass es passiert. Aber es ist auch ganz entsetzlich, wenn es einem selbst passiert! Und ich will es ganz bestimmt nie mehr hören.«

Niemand wusste, ob die bildschöne Madonna, die in Torrebelvicino zurückgeblieben war, obwohl ich sie bei Marios Ankunft an unserer Haustür hatte stehen sehen, dem unbekümmerten Junggesellen gleichgültig war oder ob es ihm eine angenehme Gewissheit bereitete, von der anmutigen Apothekerin geliebt zu werden, die allerdings nichts weniger von ihm verlangte, als dass er zu ihr zurückkehrte und ihr in der *Farmacia Santa Croce* ein Lächeln schenkte, auch wenn es auf den Lippen eines verwöhnten Muttersöhnchens nichts verspräche. Vor der Apothekerin hatte unser Besucher bestimmt noch nie den Kopf geneigt, tröstete ich mich, sodass sie das blutrote

Geburtsmal in seinem Nacken nicht kannte, während ich es bei jedem Kopfnicken unseres neuen Hausgastes betrachten konnte. Schon das bewies, dass Mario mir näherstand als ihr. Und wie sorglos gab er sich, wenn meine Mutter ihn fragte, was aus der *Farmacista* geworden sei, die uns hoffentlich eines Tages besuchen würde, und ob die Apotheke, in der Maria Grazia arbeite (und jedes Mal betonte sie das Verb ›arbeiten‹ so auffällig, dass ich es für ein geheimes Zeichen des Einverständnisses zwischen den beiden hielt), nicht *Santa Croce* heiße. »Ja, ja, so ist es wohl«, bestätigte er nachlässig, und sogar meine Mutter, die von allen Menschen nur das Beste dachte, merkte, dass er über die Apothekerin nicht sprechen wollte. Meine warmherzige Mutter war bekümmert, weil sie das Leid der verlassenen Frau teilte. Ich jedoch war erleichtert, weil ich in der Italienerin, die ebenso wie ich um Marios Gunst warb, eine Rivalin sah, von der mir keine Gefahr drohte.

Je länger ich im Hausflur stand, den Fußball gegen den Bauch gedrückt, und nicht wagte, den Ankömmling anzusprechen, obwohl er mir soeben über den Kopf gestreichelt und seine fleischige Hand auf die Schulter gelegt hatte, desto mehr glaubte ich, einen Film zu erleben – einen Film, der in unserem eigenen Haus spielte. Mario und die abwesende Apothekerin bildeten ein Liebespaar, bei dem die Frau sich endlos quälte, ob sie mit dem Geliebten zusammenfände oder sich trennen sollte, und ich stand daneben und sah den beiden zu. Auch später, als ich in Mario einen echten Freund sah, war er mir ebenso ferngeblieben wie der schwarzen Madonna im Film. Er hatte mich nie umarmt, nie an seine Brust gedrückt oder mir einen Wangenkuss gegeben, was in Italien als harmlos galt, als kleine Münze der Freundschaft. Außer seinem Lächeln blieb er so unnahbar wie der Madonna auf der Litfaßsäule.

Mit zehn Jahren hatte ich bereits die großartige Welt des Kinos entdeckt, die alles in den Schatten stellte, was ich in der wirklichen Welt erlebte. Daher war es auch kein Wunder,

dass ich einen Film zu erleben glaubte, als Mario meiner Mutter galant die Hand küsste, sich gleichzeitig von meinem Vater jovial umarmen ließ und auch noch Zeit fand, mir zuzulächeln oder über das Haar zu streichen. Mario tat alle diese Dinge gleichzeitig. Wie oft hatte ich im Film erlebt, dass es von nichts anderem abhing als einer Kleinigkeit, einem lächerlichen Irrtum, einem falschen Wort, ob ein ganzes Leben erfolgreich verlief oder auf dem Müllhaufen landete. Nicht mehr als ein Wimpernschlag trennte beide Möglichkeiten, ein Autounfall, ein Flugzeugabsturz, entweder vorhersehbar (vereiste Tragflächen) oder unvorhersehbar (Selbstmord des Piloten), ein Erdbeben in Mexiko, Größenordnung sieben auf der Richterskala, das Tausende in den Tod riss. In der Statistik wurde die Tragödie als Ereignis gezählt, das jedem widerfahren konnte. Selbst eine Tragödie der schwarzen Madonna, sei es die auf dem Filmplakat oder die *Farmacista* aus *Torre*, wie man die Stadt offensichtlich abkürzte, war nach der Zählung einer Versicherung oder einer Sterbetabellen zu einer dürftigen Ziffer geschrumpft. Das verstand ich, obwohl ich zehn Jahre alt war und die Begriffe *Statik* und *Statistik* nicht voneinander unterscheiden konnte. Die Lehren, die ich aus Filmen zog, waren so widersprüchlich, dass ich nicht wusste, wo ich Zirkel und Lineal ansetzen sollte, um die Sinuskurven des Schicksals auf das Millimeterpapier meines Rechenheftes zu übertragen. Doch wenn ich Mario neben meinen Eltern an der Haustür stehen sah, selbstsicher, optimistisch und weltgewandt, glaubte ich, die Gewähr zu haben, mit ihm als Freund mein Leben zu meistern.

Daheim hatten wir nicht einmal ein Fernsehgerät, denn mein Vater hatte eisern die Hand dagegen erhoben und es für alle Ewigkeit aus dem Haus verbannt. Er lehnte die endlose Sportschau am Wochenende als plebejische Liebedienerei vor Fußballidioten ab. Kochsendungen, die nur mit exotischen Früchten und Gewürzen zubereitet wurden, weil sonst niemand sie verzehrte, verursachten ihm

Sodbrennen, und um den Schmachtblicken hoffnungslos liebender Teenager zu entgehen, setzte er zu meiner Mutter Verdruss seine tiefgeschwärzte Sonnenbrille auf. Was blieb mir da anderes übrig, als ins Kino zu trotten, so oft ich konnte, und meine Lebensweisheiten aus Filmen zu beziehen, die mir alles servierten, was ich brauchte, um vor meinen Freunden zu bestehen.

Als der Unbekannte meiner Mutter ehrerbietig die Hand küsste, eine Geste, die ich aus hundert Filmen kannte, als ich endlich das zernarbte Fußballleder auf den Boden legte und dem Ankömmling die Hand gab, bekam ich mit, wie meine Mutter dem Unbekannten besorgt zuflüsterte: »Und strengen Sie sich mit dem *AR-beiten* an! Mit dem *AR-beiten*, dem *AR-beiten*«, wiederholte sie, und dazu nickte sie wie eine Lehrerin, die einem Schwachsinnigen Nachhilfeunterricht erteilt. Nachdrücklich betonte sie die erste Silbe. Mit dem *AR-beiten*? Da hörte ich es schon wieder. Es schien mich zu verfolgen: der magische Code, das Zeichen des geheimen Einverständnisses zwischen meiner Mutter und dem Italiener. Sollte ich fragen, warum sie die erste Silbe betonte?

Ich wagte es nicht. Es mochte ihr Geheimnis bleiben. Niemand wollte meine Meinung hören. Sie war so bedeutungslos wie das Kläffen eines Hundes. Mit zehn Jahren war ich zu jung, zu unwichtig, um mich in das Gespräch von Erwachsenen einzumischen. Ich konnte mich nicht erkundigen, worin der Wert der *AR-beit* bestehe, da sie doch nur Mühe verursache und nichts einbringe außer Prügel, wenn man sie nicht richtig tat. Wie gut konnte ich nachempfinden, dass ein Italiener über dieses Wort ins Stolpern geriet!

Und ich selbst? Welche *AR-beit* leistete ich, die Kummerpflanze der Familie? Ich war nur dazu gut, die Pferdeäpfel auf der Straße in einen Blecheimer zu kehren und Vaters Tomaten hinter dem Wintergarten zu düngen! Wenn mich der Blitz träfe oder eine geheimnisvolle

Krankheit mich hinraffen würde, sofort fiel mir Skorbut ein oder Cholera oder Flecktyphus, wer würde mich beweinen? Nun, meine Mutter würde ein paar Tränen vergießen, aber mein Vater oder jemand aus der Nachbarschaft? Niemand würde mich in seine Gebete einschließen. Wäre ich bei Ankunft des Besuchers abwesend gewesen, hätte mein Vater nicht einmal gesagt: ›Schade, dass unser Junge nicht da ist.‹ Ob ich mich über den Gast freute oder ihn verabscheute, war ihm so gleichgültig, wie es dem Italiener gleichgültig war, was aus der Apothekerin wurde.

Schon bevor ich ihm die Hand schüttelte, stellte ich mir eine Begebenheit vor, die sich erst später oder am nächsten Tag oder auch nie abspielen würde, oder ich wäre nicht im Hause und würde nicht merken, wenn meine Eltern mit dem Italiener die vier Treppen, drei lange und eine kurze, hinaufstiegen und an meiner neuen Unterbringung vorbeikamen, deren Tür ich einen Spalt offenließ. Ich würde mich schlafend stellen und nähme eine Stellung ein, die man den Embryos als Kuschelhaltung nachsagte. Ich träte Vorsichtsmaßnahmen für den Fall, dass meine Mutter bei mir hereinschaute, um sicher zu sein, dass ich im Bett lag und schlief. Aber Vorsichtsmaßnahmen zu treffen war überflüssig. Da ich einen Nullwert hatte, guckte niemand bei mir herein, und im Vorbeigehen würde mein Vater bestimmt nicht zu seinem Gast sagen: ›Schade, dass unser Junge schläft. Aber du wirst ihn morgen sehen.‹

Während ich mir die Szene ausmalte, sagte meine Mutter: »Sprechen Sie mir nach«. Tatsächlich saß ich eine Stunde später im Badezimmer, das mir als neues Quartier zugewiesen war, und büffelte widerspenstige Lateinvokabeln. Mutter stand vor meiner Tür, und buchstabierte Mario zum zehnten Mal das Wort *Arbeiten* vor. Durch den Türspalt sah ich, wie Dr. Cremona, ich hatte inzwischen aus den Gesprächen der Erwachsenen herausgehört, dass der Familienname unseres neuen Hausgastes so lautete, wie also dieser Dr. Cremona den Kopf

schüttelte. Von einer Frau ließ er sich nichts vorschreiben. Zum Mann, der sich von einer Frau nichts sagen ließ, war er in seiner Heimat erzogen worden. Der Mann behielt das letzte Wort. Von meiner Mutter würde er sich doch nicht verbiegen lassen! In seinen Augen war ihre Bitte, ein Wort wie ein Hilfsschüler nachzuäffen, eine Anmaßung, die seinen Widerstand weckte.

»Sprich es mir bitte einfach nach, lieber Mario!«

Meine Mutter duzte ihn sogar, als ob sie ihn seit Jahren kennen würde, oder als habe er es ihr gleich bei der Begrüßung erlaubt. Ich merkte, dass ihre Stimme zitterte, und sie war nahe daran, wegen seiner Weigerung, das Wort *AR-beiten* auf der ersten Silbe zu betonen, in Tränen auszubrechen. Es ging ihr gar nicht um dieses eine Wort, sondern um Marios Bereitschaft, sich uns anzupassen.

Später begriff ich, wie Mutter ihre seltsame Mahnung gemünzt hatte: auf ihre freundliche Art hatte sie den Hausgast auf einen Sprachfehler hingewiesen, den niemand ihm austreiben konnte. Am Gymnasium der Kreisstadt Schio hatte er Französisch unterrichtet. Aber er sprach auch recht fließend Deutsch. Meine Mutter sagte, man könne ihn für einen Südtiroler halten, da er die Sätze so melodisch schleifen ließ. Doch vom Verb *AR-beiten* schien er keine hohe Meinung zu haben.

Anders konnte sie sich nicht erklären, dass Mario sich nicht davon abbringen ließ, den Akzent auf die zweite Silbe zu verschieben. Aus einem *AR-beiten* machte er ein *Ar-BEI-ten*. Offenbar misstraute er dem Tätigkeitswort. Es war ihm allzu deutsch, zu gründlich, zu rücksichtslos. Es erinnerte ihn an den Kasernenton, der beim Militärdienst geherrscht hatte. Das barsche Verb forderte Fleiß, Ausdauer und Selbstdisziplin. Später war ich überzeugt, dass er das Wort absichtlich falsch betonte. Er machte sich über das Arbeiten lustig, weil er die Dinge von der bequemen Seite nahm. Hätte Mario gelispelt oder gestottert, die ganze Familie hätte ihn bemitleidet und ihm den Fehler durchgehen

lassen. Doch jemand, der es nicht schaffte, das einfache Wort *arbeiten* auszusprechen, war in ihren Augen entweder ein Faulenzer oder nicht richtig im Oberstübchen.

Aber was war der tiefere Grund für Marios Sprachfehler? Fingen seine Ohren den Unterschied nicht auf? Tat er es aus Gleichgültigkeit? War es ein Zeichen des Protests, dass mein Vater ihn dem Land des *dolce far niente* entrissen und in das arbeitswütige Deutschland verpflanzt hatte, wo er täglich um sieben aufstehen musste, hastig frühstückte, zwei Kilometer zur Universität im Sturmschritt zurücklegte, um Punkt acht *sine tempore* im Hörsaal des gefürchteten Romanisten Schalk zu sitzen, der ihm als Thema einer zweiten Doktorarbeit einen *Vergleich des Humors bei Chaucer und Boccaccio* auferlegt hatte?

Und wozu das ganze? Wegen eines Flohs, den mein Vater ihm ins Ohr gesetzt hatte – ausgerechnet er, der nie eine Universität besucht und weder von Chaucer noch Boccaccio ein Wort gehört oder gelesen hatte, brütete den ehrgeizigen Plan aus, Mario solle seine Beamtenstellung in Schio aufgeben und statt der bescheidenen Tätigkeit als Französischlehrer einen angesehenen Lehrstuhl für Romanistik an einer deutschen Universität übernehmen. Wurde nicht soeben ein neuer Lehrstuhl geschaffen, ein neues wissenschaftliches Bollwerk gegen die Ignoranz? Hatte nicht der angesehene Professor Schalk, Verfasser zahlreicher Werke über die italienische Literatur, das *Petrarca-Institut* gegründet, das nicht nur der Universität, sondern der ganzen Stadt und ganz Deutschland zu Glanz verhelfen würde? Der angesehene Romanist hatte einen Schmiss im Gesicht und strotzte vor Selbstsicherheit. Und doch wetteiferte er mit dem in ganz Deutschland und sogar im Ausland noch viel berühmteren Robert Curtius in der Nachbarstadt Bonn, der sich damit brüsten durfte, mit Marcel Proust zwei Briefe gewechselt zu haben und auch mit anderen französischen Größen auf DU vertraut gewesen zu sein. Auch André Gide, ein echter Nobelpreisträger, und

Henry de Montherlant seien ihm keine Unbekannten gewesen. Professor Schalk hingegen hatte zu seiner Schmach keine dieser literarischen Berühmtheiten persönlich gekannt. Es war Ehrensache, dass jede der beiden Koryphäen die Lehrmeinung der anderen als abwegig abkanzelte, und wenn es Schalk gelang, das neu geschaffene *Petrarca-Institut* mit einem ehrgeizigen Muttersprachler zu besetzen, wäre der Anfang geschafft, sein angekratztes Ansehen wiederherzustellen. Marios Stunde schien gekommen. So hoffte mein Vater, der Professor Schalk zu seinen Weinkunden zählte.

Weit mehr als Petrarca interessierte mich Fußball. Mit Freude nahm ich wahr, dass unser neuer Hausgast meine Leidenschaft teilte. Er schwärmte für Inter Mailand, von dem ich manchmal in der Zeitung las. Natürlich war ein italienischer Klub unseren deutschen Spitzenmannschaften unterlegen, und Mario verehrte Sandro Mazzola, angeblich der beste Mittelstürmer Italiens aller Zeiten, von dem ich noch nie gehört hatte, und nein, es sei zwar nicht Mazzola persönlich, wohl aber sein Neffe, behauptete er, der Sohn dessen jüngeren Schwester Renata, der mit Mario in Schio das Gymnasium besucht habe.

Ich fragte, ob dieser Mazzola noch lebe. Natürlich! So die stolze Antwort. Mazzola arbeite jetzt als beliebter Rundfunkreporter. Er sei kein Epigone, der nach seinem Abtreten von der Bühne keine Spur hinterlasse. Nach Mazzola seien mehrere Fußballstadien benannt worden, auch die Lateinschule in Schio habe sich beworben, den Namen tragen zu dürfen, doch das Kultusministerium in Rom, traditioneller Gegner der Lombardei, schiebe die Entscheidung auf die lange Bank. In Mailand sei sogar die Straße, in der Mazzola als Kind gewohnt habe, nach ihm benannt worden. Mario war, geometrisch gesagt, das diametrale Gegenbild zu meinem Vater, für den Fußballspieler nichts als ein Haufen Analphabeten waren,

die nicht einmal das Dezimalsystem beherrschten und statt mit zehn Spielern immer zu elft auf den Rasen liefen.

Mehr als einmal hatte meine Mutter geseufzt und beklagt, dass Mario wie alle Italiener ein Schürzenjäger sei. Aber er war ein besonderer Mensch. Denn er bewunderte weibliche Anmut lieber von fern und hielt sich den direkten Kontakt mit Frauen vom Leib. Er huldigte ihnen zwar: »Sehen Sie nur diese Körperlinie, dieses wehende blonde Schlangenhaar, diese halb geöffneten Lippen. Sie scheint zu träumen.« Aber er sprach dabei nicht von Maria Grazia, die dunkelhaarig war, sondern von Botticellis Gemälde *Die Geburt der Venus*. »Ich bin entrüstet«, sagte meine Mutter zu meinem Vater, und der setzte noch eins drauf und wettete grinsend, dass dieser Don Juan noch Jungfrau sei, obwohl er unserem dreizehnjährigen Nachbarskind, einem schüchternen Mädchen, das jetzt schon plante, in ein Kloster eintreten zu wollen, seltsame Blicke zuwarf und gelegentlich sogar mit meiner tugendhaften Mutter flirtete. Was für ein Unglück wäre geschehen, wenn meine Mutter oder diese einem Karmeliterorden aufgesparte Seele Marios zweideutigem Lächeln erlegen wäre?

Ich versuchte nicht, meine Eltern auszufragen. Meine Mutter saß am Küchentisch. Mir fiel auf, dass sie am Handgelenk eine Herrenuhr trug. Zum ersten Mal sah ich sie rauchen. Warum hatte sie Turnschuhe angezogen? Ich wagte nicht, die Ringe zu zählen, die ihr Mund mit dem Tabakrauch formte oder die Schuhe zu betrachten. Waren die Neuheiten Marios Einfluss zuzuschreiben? Als Zehnjähriger zählte ich nicht. Wenn ich plötzlich gestorben wäre, bei einem Verkehrsunfall oder Blitzschlag – ein Klassenkamerad war kürzlich von der Straßenbahn zu Tode geschleift worden – oder infolge Cholera oder Flecktyphus, außer meiner Mutter hätte niemand um mich getrauert. In hundert Jahren, wenn ich meine Memoiren schriebe, könnte ich mich nicht zu Marios Frauengeschichten äußern. Natürlich wahrte er den Schein der Tugendhaftigkeit. Jeder

erteilte ihm alle möglichen Ablässe. Niemand stellte ihn als Unhold dar. Meine Mutter oder das zur Keuschheit bestimmte Nachbarskind rührte er nicht an. Es genügte ihm, so meinte mein Vater, den Nimbus eines trägen *Latin Lovers* zur Schau zu stellen, ohne ihn sich durch Kraftanstrengung (mein Vater grinste vielsagend) zu verdienen, auch nicht in Torre, wie ich viel später erfuhr, als ich die tugendhafte Maria Grazia zum ersten Mal im weißen Kittel hinter der Ladentheke der *Farmacia* stehen sah. Sie hatte die Hände mit den feinen Knöcheln auf den Tisch gestützt, und während draußen ein Pferdegespann auf Gummirädern vorbeirollte, hatte sie die klugen Augen auf die alten Leute gerichtet, die an der Theke warteten und nach Aspirin oder Kopfschmerztabletten verlangten, was sie, unter Maria Grazias Augen mit einem Gläschen Schnaps herunterspülten. Undenkbar, dass diese tugendhafte Apothekerin jemals versucht hätte, auf unstatthafte Weise ihren Verlobten oder Nicht-Verlobten an sich zu binden.

Als Mario zum ersten Mal unser Haus betrat und mein Zimmer unter dem Dach bezog, ohne zu wissen, dass er mich daraus vertrieben hatte, ging er auf die vierzig zu, hatte ein freundliches Gesicht – meine Mutter bezeichnete es als einnehmend –, in das die mediterrane Natur ein Dauerlächeln modelliert hatte. Wie ein gezähmtes Raubtier zeigte er gern seine Zähne, so dass ihr Elfenbein glänzte. Ebenso gern ließ er auch seine gutturale Stimme erklingen, die uns allen und besonders meiner Mutter angenehm im Ohr lag. Er war ordentlich gekleidet, ließ das Hemd nicht aus der Hose hängen, und wenn er zu Professor Schalk eilte, trug er stets eine Seidenkrawatte aus Florenz, und in seinen Hemdumschlägen steckten kostbare Manschetten, in Gold gefasste Lapislazuli-Knöpfe. Von meiner Mutter erfuhr ich, sie seien ein Geschenk von Maria Grazia, die in Torre auf seine Rückkehr wartete.

Wenn er in unserem Garten mit meiner Mutter über den Realismus Flauberts und Stendhals philosophierte, von dem

sie, glaube ich, wenig verstand, trug er den Hemdkragen lässig aufgeknöpft und hatte die nackten Füße in Slippers stecken. Einmal sah ich ihn in seinem Zimmer vor dem Spiegel stehen. Er trug einen dunkelblauen Regenmantel, der ungewöhnlich lang war. Der Saum hing nur eine Handbreit über dem Boden. Ich war zufällig ins Zimmer getreten, um ihn zum Essen zu rufen, und sagte Mario, jetzt sähe er aus wie die Gangster im Film *Men in Black*, nur dass denen Ledermäntel bis zu den Stiefelspitzen herunterhingen. Mario betrachtete sein Ebenbild im Spiegel, nickte mir zur Bestätigung zu, ja, der italienische Regenmantel passe nicht zum deutschen Wetter, hängte ihn zurück in den Schrank und zog ihn nie mehr an.

Mario war unverheiratet geblieben. Inmitten hunderter Männer im heiratsfähigen Alter, die abends in Torrebelvicinos einzigem Straßencafé lungerten, den glutäugigen Schönheiten auf der Straße nachgafften und in Gedanken bereits die Höhe der Mitgift berechneten, hatte er allen Versuchungen widerstanden. Schon machten im Ort Befürchtungen die Runde, er sei homosexuell, was in den Augen der meisten als Schmach galt. Doch Beweise, die den Verdacht stützten, ließen sich nicht finden. So galt der *Professore Cremona* als Sonderling und Fehlleistung der Natur.

Vielleicht war es eine psychotische Allergie? Ich schnappte Fachbegriffe auf, wenn sich meine Eltern über ihn unterhielten. Er kranke an einer emotionalen Gleichgültigkeit, sagte meine Mutter, die nicht nur gegen die Apothekerin gerichtet sei, sondern gegen alle Aufgeregtheiten, Übertreibungen und hohlen Gesten. Vielleicht quäle ihn die Angst, seine Freiheit aufzugeben und sich an einen anderen Menschen zu binden, widersprach mein Vater.

Die anmutige Maria Grazia Casale, darin waren meine Eltern sich einig, durfte sich jedenfalls rühmen, mit Mario befreundet, vielleicht sogar, je nach Betrachtungsweise, mit

ihm *inoffiziell* verlobt zu sein. Für Mario war es eine unverbindliche Bekanntschaft geblieben, was in Maria Grazias Augen genügte, sich als so gut wie verlobt im Dorf auszuweisen. Stoisch wartete sie auf den Tag, an dem das Bündnis besiegelt würde, am besten vor dem Priester der Pfarrkirche, die den Namen der heiligen *Agnes von Montepulciano* trug, die wegen ihrer Keuschheit gerühmt wurde.

Bin ich ihm nicht gut genug, dachte die arme Frau täglich? Verschließt er als einziger seine Augen vor meiner Anmut, die doch im ganzen Dorf bewundert wird? Zweifelt er an meiner Treue? An meiner Unberührtheit? Ist meine Aussteuer zu karg berechnet? Fürchtet er sich vor der Klugheit einer Apothekerin? Oder ist er einfach zu bequem zum Heiraten? Ein Schlappschwanz und Faulenzer? Mit traurigen Fragen beschloss sie Tag für Tag ihre Arbeit, hängte den weißen Kittel in den Spind und ging zu Bett.

Meine Mutter besaß ein weiches Herz, und im Gegensatz zu meinem Vater, der beharrlich das Ziel verfolgte, Mario zu einem Lehrstuhl im *Petrarca-Institut* zu verhelfen, und kein Wort des Bedauerns an die Apothekerin verschwendete, quälte sie sich mit Gewissensbissen, weil sie Marios Zimmer in Ordnung hielt, ihm einmal die Woche frische Handtücher und Seife hinlegte, ihm das Leben in unserem Haus bequem machte und somit ungewollt die Trennung von Maria Grazia festigte. Wie hätte sie es auch, die Gefangene ihres Mitgefühls, gleichgültig hinnehmen können, dass sie Marios Gewissenlosigkeit Vorschub leistete?

Die drei Jahre, die der Verlobte oder Nicht-Verlobte unbekümmert seine Freiheit genoss, hatte er sich unter dem Dach ein geräumiges Zimmer eingerichtet. Abgeschrägte Deckenbalken und ein großes Bett gaben ihm einen Anstrich von Heimeligkeit. Sein Schreibtisch stand vor dem Fenster und gab den Blick auf unseren Garten frei. Dort wuchs ein Rebenstamm, den mein Vater an dem Tag gepflanzt hatte, als ich eingeschult wurde, und als Mario Jahre später sein

Zimmer bezog, war der Rebstock infolge der Pferdeäpfel, die ich auf der Straße einsammelte, zwei Meter hochgeschossen. Trauben waren allerdings erst in einigen Jahren zu erwarten. Bordeaux-Brühe, die fleißig versprüht wurde, sorgte dafür, dass weder Mehltau noch Reblaus dem Rebstock zu nahekam. Das satte Grün der Blätter, das sich um einen frisch behauenen Pfahl aus Fichtenholz rankte, erinnerte Mario an seine Heimat, die zwar nicht als traditionelles Weingebiet galt, doch sorgte die Sonne dafür, dass in den Gärten von Torrebelvicino Muskateller gezüchtet wurde.

Wenn ich abends vom Fußballspiel am Aachener Weiher nach Hause kam und Mario nicht mit meinen Eltern in der Küche saß und ein Glas Wein trank oder ihnen erzählte, wie es ihm bei Professor Schalk im *Petrarca-Institut* ergangen war, und auf ungeduldige Fragen meines Vaters mit einigem Widerstreben von seiner Dissertationsarbeit über Chaucer und Boccaccio berichtete oder mit einer Mischung aus Empörung und Bußfertigkeit behauptete, Tag und Nacht daran zu arbeiten, wenn ich ihn nicht sah, nicht hörte, wenn er vielleicht im Institut zurückgehalten wurde ... schon befiel mich die schreckliche Vorstellung, er habe seinen Aufenthalt abgebrochen, den Koffer gepackt und sei mit dem Zug zurück nach Vicenza gefahren und von dort, ich kannte mich in den Verkehrsverbindungen nicht aus, mit dem Zug, im Bus oder Taxi nach Torre zurückgekehrt. Ich hätte es nicht in Worte fassen können, doch schlagartig wurde mir klar, dass Menschen einfach aus meinem Alltag ausschieden und für mich zu existieren aufhörten, nur weil ich sie nicht mehr sah. Wie sehr hing eine menschliche Beziehung, eine Freundschaft davon ab, ob ein Telefon funktionierte, ob die Ohren nicht taub, die Augen nicht erblindet waren. Mir war zumute, als werde eine von Leben erfüllte Welt gegen eine verarmte ausgewechselt.

Wenn ich ihn also nicht in der Küche fand, die Treppen hinaufsprang, um sicher zu sein, dass er auf seinem Zimmer

war, ihn aber auch dort nicht antraf, fing ich an, mir Ausreden für seine Abwesenheit auszudenken, Ausreden, die nicht ich, sondern er hätte erfinden müssen: die Hochzeit eines italienischen Freundes, der Todesfall eines nahen Verwandten in Torre, der Motorradunfall eines Neffen in Schio, der jetzt in Vicenza im Krankenhaus im künstlichen Koma gehalten werde - jeden Tag hörte ich von solchen Unglücksfällen im Radio, gute Gründe, eine überstürzte Abreise zu rechtfertigen. Doch während ich die Treppe hinaufflog, die zu meinem provisorischen Schlafzimmer führten (um Mario ein Zimmer bieten zu können, war ich von meinem Vater schnöde in unser Badezimmer ausquartiert worden und schlief dort nachts auf einer elenden Couch), zitterten mir die Knie.

Was für ein Glück! Mario saß an seinem Schreibtisch, ein lächelnder Buddha. Schon mit neununddreißig neigte er ein wenig zur Korpulenz. Sein Gesicht glänzte, als sei es eingefettet. Das schwarze Haar war straff zurückgekämmt. Er hatte eine sanfte Stimme, wie geschaffen, um mit Frauen zu flirten. In Torrebelvicino wartete eine anmutige Apothekerin auf ihn. Das gab unserem Schwerenöter Sicherheit. Maria Grazia war sein Rückzugsort. Mario dachte strategisch wie ein Feldherr. Die *Farmacista* hielt ihm den Rücken frei, obwohl er ihr aus dem Weg ging. Ein Name, wie geschaffen, um einem Mann ihre Liebe zu schenken. Sie sei schön wie eine Madonna von *Raffael*, sagte Mario lächelnd zu meiner Mutter. Aber Madonnen würden nicht geboren, um geheiratet zu werden. Sie seien nur zur Anbetung in die Welt gesandt.

Mit dem Schreibtisch hatte es seine besondere Bewandtnis, die mein Vater jedoch Mario beim Einzug verschwiegen hatte, um ihn nicht zu erschrecken. Das schwere Möbelstück aus massiver, schwarzgebeizter Eiche konnte fliegen. Ich hatte es mit eigenen Augen gesehen. Ich war ein fantasiereiches Kind, schon frühzeitig von Dämonen heimgesucht, zu Träumereien neigend. Auf einer dieser

nächtlichen Wanderungen hatte ich beobachtet, dass der Schreibtisch wie von Geisterhand bezwungen auf seinen plumpen Füßen zu bocken begann, sich eine Handbreit vom Fußboden erhob, leise schwankend und das Gleichgewicht suchend wie eine behäbige Hummel durch das Zimmer torkelte.

Auch ein Zimmer hatte ein Leben, so merkte ich, und wenn jemand ihm die Treue aufkündete und auszog und das Zusammenleben endete, währte es im Rückblick noch weiter, wie auch Haare und Fußnägel eines Verstorbenen noch eine Weile im Grab weiterwachsen. Von Angst gelähmt hatte ich dem Schauspiel beigewohnt, wahrscheinlich ein wachend erlebter Albtraum, etwas Überirdisches, das sich mit meinen fünf Sinnen erfassen ließ. Ich lag oder saß in meinem Bett, hatte die Augen fest zusammengekniffen oder schreckensweit aufgerissen, ich wüsste es nicht zu sagen, ich war unfähig zu schreien, meine Mutter um Hilfe zu rufen oder die zwei Treppen hinunterzuspringen, die zum Schlafzimmer meiner Eltern führten. Stumm hatte ich dem schaukelnden, dem Gesetz der Schwerkraft entzogenen Tanz zugesehen, wahrscheinlich kreidebleich im Gesicht, die Hand gegen meinen Mund gepresst, um mich am Schreien zu hindern, obwohl mir kein Schrei einfiel, den ich hätte ausstoßen können und der mir passend vorgekommen wäre. Vor Erstaunen über das Wunder, was sich bei Mondschein in meinem ehemaligen Zimmer vollzog oder zu vollziehen schien, weil die Augen eines Kindes den Wundern weit entgegengeöffnet sind, hatte ich zum lieben Gott gebetet, dass er dem Spuk ein Ende bereite.

An meinem fliegenden Schreibtisch würde also künftig Mario Cremona sitzen und ein kluges Buch über den Humor schreiben und sich in die Ahnentafel des *Petrarca-Instituts* eintragen, nur eine Zeile hinter Professor Schalk. Die Namen hatte ich mir bald eingepägt: Chaucer und Boccaccio waren nicht schwerer zu behalten als Sandro Mazzola. Der Poeten Humor würde Mario ergründen, durchleuchten, abwägen,

miteinander vergleichen. Sein wissenschaftliches Urteil würde er an diesem Schreibtisch fällen. Wie hätte ich in meiner Arglosigkeit vorhersehen können, dass ich diesen wunderbaren Freund viele Jahre später aus einer Messerwunde oder einem Fausthieb blutend in meinen Armen halten und ihm hilflos zusehen würde! Die Gründe des Angriffs hätte ich nicht vorhersehen können. Vielleicht wären sie mir auch unbegreiflich erschienen, und doch gab es sie schon damals, als Mario mit meiner Mutter an der Haustür stand, der Keim des Unheils war in den Boden gesenkt und sein Wachstum vom ersten Tag an sichtbar. Die Ursachen des späteren Unglücks lagen offen vor meinen Augen, hätte ich sie nur geöffnet, statt den Schreibtisch im Schaukelflug zu beobachten, oder sie lauerten im Verborgenen, wurden unhörbar herausgeschrien aus der Tiefe eines hasserfüllten Herzens oder sie wurden schlechten Gewissens verschwiegen, in Kenntnis der ungünstigen Umstände, die einen sofortigen Vollzug der Rache nicht zuließen. Als Zehnjähriger wusste ich nicht, was ein Rächer sich für die Zukunft vorbehalten mochte.



Hätte meine Mutter es mir nicht erzählt und dabei spöttisch den Mund gespitzt, weil es so sonderbar klang, dass ich es kaum glauben konnte, so hätte ich nie erfahren, dass mein Vater, der nie als Student an einer Universität eingeschrieben gewesen war, noch mit zweiundzwanzig Jahren die Schulbank gedrückt hatte. Den ganzen Tag hatte ich sie auf Trab gehalten, weil sie mir vorgehalten hatte, meine Hausaufgaben zu vernachlässigen, und dass ich, wenn ich weiter herumtrödelte, am Ende des Schuljahres sitzenbliebe. Dabei war ich gerade durch ein Gespräch meiner Eltern davon abgehalten worden, mir die Orthographie- und Syntaxfehler meiner Lateinübersetzung einzuprägen. Man sollte annehmen, hörte ich meine Mutter entschuldigend sagen, mein Vater sei sitzengeblieben oder habe sich auf der Schule gelangweilt oder sei wegen Aufsässigkeit mehrmals einer Schule verwiesen worden, was die Verspätung erklärt hätte, doch jetzt erfuhr ich, dass die Verhältnisse anders lagen. Auch meiner Mutter war die Sache seltsam vorgekommen, zumal sie, wie ich aus dem Hin und Her des Wortwechsels erriet, mit Mario zusammenhing.

»Mein Gedächtnis wird immer schlechter«, klagte sie. »Dabei bin ich erst vierzig. Die Erinnerungen fressen sich gegenseitig auf wie die Kannibalen. Jede neue Erinnerung ist ein Karnivor und vertilgt zehn ältere so gründlich, dass nicht mal Knochen übrigbleiben. Mein Kopf ist ein Operationssaal, wo die herausgeschnittenen Erinnerungen in den Abfall geworfen werden.«